



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Was unsere Missionare erzählen...

Was unsere Missionare erzählen . . .

Von P. Otto Heberling CMM.

Aus eigener Erfahrung weiß ich, daß ein tätiger Missionar für gewöhnlich nicht Zeit findet, eine lange Abhandlung über ein wissenschaftliches Thema in die Heimat zu senden. Meistens ist er so mit Arbeit überladen, daß er sich mit einem kürzeren oder längeren Brief an die nächsten Angehörigen begnügen muß. Und in diesen Briefen erzählt der Missionar dann eben nur in schlichten Worten seine Erlebnisse. Ich schätze mich glücklich, von mehreren lieben Mitbrüdern aus meinem früheren Wirkungskreis in Südafrika auch ab und zu ein Brieflein zu erhalten, die mir jedesmal die allergrößte Freude bereiten und für die ich meinen Mitbrüdern nicht genug danken kann. Was mir nun die Missionare schreiben sind zwar oft Nachrichten, die nur mich in erster Linie interessieren, doch viele Briefe oder Teile desselben bieten auch viel Erbauliches und Interessantes für die Wohltäter der Mariannahiller Mission. Aus diesem Grunde habe ich mich entschlossen, von Zeit zu Zeit solche Missionarsbriefe oder Auschnitte daraus zu veröffentlichen. — Hört, was die Missionare wieder erzählen!

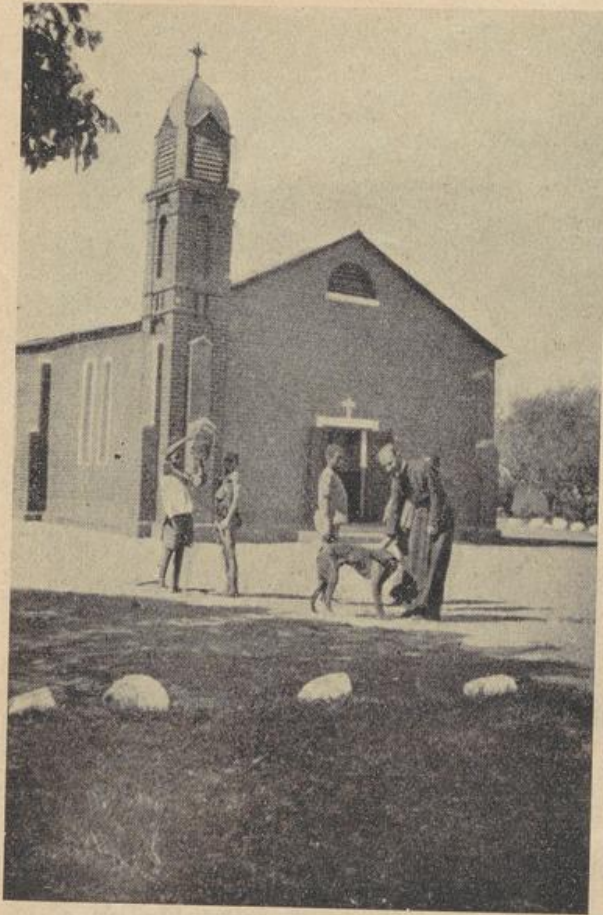
Aus dem Eingeborenen-Priesterseminar bei der Missionsstation Mariathal schreibt der dortige Regens, der Hochw. P. Raphael Böhmer CMM. unter anderem folgendes: „Unser neues Schuljahr wurde am 2. Februar mit 16 neuen Schülern eröffnet. Man sagt mir, daß das eine Rekordzahl sei. Das ist sicher auch eine Frucht des tiefen Eindrucks, den die erste Priesterweihe eines Eingeborenen auf die Gemüter der schwarzen Jugend gemacht hat. Auf Wunsch unseres Hochw. Herrn Bischofs habe ich während der Ferien mit unserm Primizianten jeden Sonntag eine andere Missionsstation besucht. Überall fand feierlicher Gottesdienst mit einer Predigt unseres Neupriesters statt. Der Gottesdienst machte auf die Gläubigen einen sehr tiefen Eindruck und wird noch lange nachwirken. . . . Gestern mußte ich weihen Herzens einen Jungen, der am 2. Februar sein Studium begann, entlassen. Er war voll guten Willens und betete viel in der Kirche, aber in der Klasse wollte es einfach nicht gehen. So mußte ich dem guten Thomas sagen, daß er erst noch auf seiner Heimatmissionschule die 5. und 6. Klasse besuchen soll, darnach stehe es ihm frei wieder zu kommen. Leider muß ich fürchten, daß seine Talente auch dazu nicht ausreichen und er nie so weit kommen wird. — Im ganzen hatten sich dieses Jahr 20 neue Schüler gemeldet. Vier kamen nicht, weil die Eltern es nicht haben wollten und den Buben die allergrößten Schwierigkeiten machten. Von einem Richard Mnciwadi möchte ich Ihnen folgendes schreiben: Dieser Junge versucht schon zwei Jahre zu kommen. Er hat noch einen Bruder und eine Schwester und seine Eltern sind ziemlich wohlhabend. Sie hätten also keinen Grund den Richard von seinem erkannten Beruf abzuhalten. — Dieser Richard zog am 31. Januar mit zwei anderen Studenten nach Highflats, um von dort hierher zu kommen. Die Eltern hatten ihm nicht erlaubt irgend etwas von zu Hause mitzunehmen, keine Decken, keine Leibwäsche, rein gar nichts. Sie wollten ihn so zwingen, seine Studiengedanken aufzugeben. Doch sie sollten sich in ihrem Richard täuschen. Er ging eben ohne Gepäck fort. — Sein Vater folgte ihm mit einem schnellen Pferd und holte ihn auch ein. Er schlug recht unbarmherzig auf seinen Bub ein und trieb ihn wieder heim. — Einige Zeit war der Junge ganz trostlos. Ich schrieb ihm dann und riet ihm, er solle einstweilen ans



Hochw. P. S. Kammerlechner CMM., Missionar im Vikariat Bulawayo
 Photo: P. Joseph, Bulawayo

St. Francis College nach Mariannahill gehen. Vielleicht werden ihm seine Eltern später doch noch den Eintritt ins Priesterseminar erlauben. So kämpfen die schwarzen Buben um ihren Beruf. Ist das nicht heldenhaft?"

Der Hochw. P. Joseph Nowak schrieb am 25. Mai 1937 von der kleinen Missionsstation Portiunkula am See unter anderem: „Abends um 8 Uhr wars, als ich bei meiner Lektüre durch Klopfen an der Tür gestört wurde. Zwei schwarze Männer standen draußen und begrüßten mich mit dem üblichen Gruß der Christen hier: Gelobt sei Jesus Christus! — Als ich sie nach ihrem Begehren fragte, baten sie mich, ihre Beicht hören zu wollen. Ohne viel Aufhebens zu machen spendete ich den späten Besuchern das hl. Bußsakrament. Eine Weile danach wollte ich die beiden Männer freundlich nach Hause schicken. Doch wie groß war mein Erstaunen! Wie aus einem Munde sagten sie zu mir: „Bitte, Hochwürdiger Vater, geben Sie uns noch die hl. Kommunion!!!“ — Auf diese ungewohnte Bitte hin mußte ich mich mit den Männern in ein Gespräch einlassen. Denn ich war ja erst einige Zeit auf dieser Missionsstation und konnte sie noch nicht kennen. Ich stellte die notwendigen Fragen an sie, um herauszufinden, was sie veranlaßte so spät am Abend noch die hl. Kommunion zu begehren. Im Verlaufe des Gespräches stellte sich nun folgendes heraus: Die zwei Männer gehörten zum Dienstpersonal eines Hotels in einem Seebadeort. Sie sind also soviel wie unabhömmlich. Die Zeit für einen Kirchenbesuch müssen sie von ihrer wenig freien Zeit, die sie erhalten, abstehlen. Und das ist nur am Abend möglich, nachdem alle Arbeit getan ist. An dem Platz, wo die Männer arbeiten, befindet sich keine Kirche. Die für sie nächste Gelegenheit zum Beichten und Kommunizieren ist ihnen nur auf der Missionsstation Portiunkula an der See, das eine Stunde entfernt



Missionkirche in der Bulawaho-Mission
Photo: Mariannhiller Mission

liegt, gegeben. Für mich war es nun vor allem wichtig zu wissen, ob sie denn das Nüchternheits-Gebot kennen und es auch wohl beobachtet hätten. Auf meine diesbezügliche Frage mußte ich hören, daß sie von Mitternacht bis zur Stunde weder Speise noch Trank genossen hatten. Obwohl es zu so ungewöhnlicher Zeit war, zögerte ich deshalb nicht mehr und spendete den beiden Männern mit großer Freude die hl. Kommunion. Der göttliche Heiland war sicher über den Opfergeist und den großen Glauben der zwei Eingeborenen-Christen hoch erfreut und hat ihnen die nötigen Gnaden geschenkt zu einem weiteren guten und tugendhaften Christenleben . . .“

Mein lieber Landsmann aus Baden, der Hochw. P. Joseph Ebert CMM. schreibt mir vom Sambesi in Rhodesia: „Mein Arbeitsfeld hier ist sehr

groß. Drei Priester hätten vollauf zu tun. Von den berühmten Viktoria-Fällen erstreckt sich das Gebiet etwa 200 Meilen am Sambesi abwärts. Die weitesten Außenschulen sind 80 Meilen von der Zentrale entfernt und können nur unter den größten Schwierigkeiten besucht werden. Mit dem Fahrrad geht es über Berg und Tal. Oft muß ich meine Tretramachine große Strecken tragen. In einigen Tagen anstrengendster Fahrt erreiche ich die Endstation. — Zweimal habe ich dieses Jahr den Weg schon gemacht. Leider kam ich einmal dabei in den großen Regen. — Das Fahrrad konnte ich nicht mehr benutzen. Die Schuhe gingen auch in Stücke. So mußte ich schließlich barfuß gehen . . . Bald hatte ich mehrere Wunden an den Füßen . . . Doch ich mußte weiter . . . Mehrere Tage hatte ich kein trockenes Kleidungsstück mehr am Leibe. Auch das Essen ging mir aus. Deshalb kroch ich ab und zu in die Eingeborenenhütten und bettelte mir das Notwendigste. Zu guter Letzt verirrte ich mich auch noch und hatte zwei Tage lang nur einen Maiskolben zu essen . . . Nachts schlief ich zur Vorsicht auf einem Baum. Der Regen ergoß sich dabei unaußhörlich auf mich herab. Trotzdem schlief ich aber ganz gut, obwohl ich öfter Stellungswechsel vornehmen mußte, weil eben gewisse Stellen meines Körpers vom Sitzen zu sehr schmerzten . . . Nachdem ich drei große Flüsse überschritten hatte, kam ich Sonntag morgens endlich auf der Station

an . . . Zuhause hatten die ehrl. Schwestern inzwischen tüchtig gebetet, daß der arme Schlucker doch glücklich sein Ziel erreiche . . . Und er hat es erreicht, wenn auch arg mitgenommen. Zwei Tage mußte ich mit meinen zerschundenen und aufgeschwollenen Füßen das Bett hüten . . . Aber trotz allem möchte ich mit keinem Menschen auf Erden tauschen . . .“

Lust und Leid eines Afrikamissionars

Tagebuchblätter von P. Majara CMM.

(Fortsetzung)

Eine harte Nuß

Der erste Sonntag war vorbei. Damit war ich auf meiner Station und bei meinem schwarzen Volke feierlich eingeführt. Nun begann der graue Alltag, das nüchterne Leben.

Die erste Schwierigkeit, die zu überwinden war, das war die Sprache. Jeden Tag saß ich von morgens bis abends vor meiner Hütte unter dem weit vorspringenden Strohdach, das Lehrbuch der eingeborenen Sprache auf dem Schoß und paukte und büffelte und „borte“ und „ochste“ Wörter und Regeln. Diese Grammatik umfaßte etwa 700 Seiten. Sie trieb mir mehr Schweiß aus den Poren als die südliche Sonne.

Wenn man eine europäische Sprache lernt, so findet man darin doch viele Anklänge an die eigene Muttersprache, aber die Sprache der Wilden hat keine Verwandtschaft mit unseren Kultursprachen; ihre Laute sind ganz fremd und darum anfangs schwer zu verdauen wie oberpfälzische Kartoffelklöße. Was ich an einem Tage lernte, hatte ich am andern Tage wieder vergessen. Ja, man muß sich schon tüchtig auf die Hinterbeine setzen und schwitzen, um diese Nuß zu knacken. Es ist einfach zum Haarausreißen, so man noch welche hat.

Trotzdem, wenn man diese Sprache studiert, muß man sich wundern über ihren geistvollen Aufbau, die nach bestimmten Gesetzen geordneten Formen und den Klangreichtum ihrer Worte. Ihre Sätze klingen und singen wie Musik. Jedes Wort beginnt und endet mit einem Selbstlaut.

Wenn die Schwarzen ein fremdes Wort in ihre Mundart einführen, muß es sich diesem Gesetz unterwerfen. Mein Reitpferd war weiß, darum riefen es die Schwestern Schimmel, die Buben aber nannten es ishimela. Zudem wird das „r“ des fremden Wortes gewöhnlich in ein „l“ verwandelt oder umgekehrt.

Als ich zum erstenmale die hl. Messe las bei den Schwarzen, wunderte ich mich, als der Ministrant beim Evangelium antwortete: Groria tibi, Domine, und am Ende Raus tibi, Christe. Nach der hl. Messe fragte ich ihn: „Warum sagst du Groria, es heißt doch Gloria?“ Entschuldigend meinte er: „Vater, ich kann das „l“ nicht sprechen.“ „Wie heißt du denn?“ „Ich heiße Flanz.“ „Warum sagst du Flanz, es heißt doch Franz?“ „Vater, ich kann das „r“ nicht sprechen.“

Einmal kam eine Frau. Sie wollte ihr Kind getauft haben. Ich fragte: „Wie soll das Kind heißen?“ „u Balabala.“ „Was? Das ist doch kein christlicher Name!“ „Aber er steht doch im Kalender.“ „Zeige ihn mir!“ Richtig, da stand Barbara.